

Kants Dialektik des Unendlichen

Der Begriff des Unendlichen ist ein „un“-Begriff. Wie gesehen verweist er u.a. auf die Idee nicht abbrechender Serien. Als „un“-Begriff lässt er sich nicht einfach empiristisch zurückweisen. Bei Locke und Hume findet sich tatsächlich das – in sich inkonsistente – Argument, dass das (aktuale) Unendliche zurückzuweisen sei, insofern es sich nicht erfahren werden können – also *unerfahrbar* sei. Wenn der „un“-Begriff ‚unerfahrbar‘ zulässig ist – *per definitionem* nicht erfahrbar – dann wohl auch andere.

Bei Kant tritt die Idee nicht abbrechender Serien auf als der Verweis auf den Begriff des *Unbedingten*. Kant knüpft an Aristoteles‘ Theorie des potentiell Unendlichen an bezüglich der ‚Reihe der Erscheinungen‘. Raum und Zeit als ‚Anschauungsformen‘ müssen als absolute und nicht begrenzt gedacht werden, im Sinne ihrer Nichtdurchschreitbarkeit.

Zur Erläuterung sei zunächst an Kants Transzendente Dialektik erinnert (§§1 & 2), die Idee der Regresse lässt sich allerdings auch unabhängig von Kants Rahmenwerk systematisch erörtern (§3); daran schließt sich ein kurzer Vergleich mit Hegels Auffassung (des Unendlichen) an (§4); eine andere Variante des Unendlichen, die zu Kants Zeit deutlich wird, findet sich in der Sprachphilosophie.

§1 *Kants Metaphysikkritik im Allgemeinen*

Metaphysik ist Erkenntnis aus reiner Vernunft und aus reinem Verstand. Erkennen heißt: den Gegenstand denken, der einer gegebenen Anschauung entspricht. Kategorien (solche apriorischen Begriffe) sind Formen der Synthesis eines gegebenen Mannigfaltigen der Anschauung. Sie haben nur einen Inhalt, sofern sie sich auf die Synthesis eines solchen Mannigfaltigen beziehen.

Synthetische Urteile *a priori* sind möglich bezogen auf Gegenstände einer Anschauung überhaupt, insofern sie in Raum und Zeit (eben den reinen Anschauungsformen) gegeben sind. Sie beziehen sich ausschließlich auf Gegenstände möglicher Erfahrung. Damit ist das entscheidende Argument gegen die traditionelle Metaphysik gegeben. Kritik wird geübt an der *metaphysica specialis*. Diese beansprucht, rationale Erkenntnis eines Übersinnlichen aus reinen Begriffen zu sein.

Wie ist Metaphysik als Irrtum möglich?

Der Beantwortung der Frage, wie es zur falschen Metaphysik kommen konnte, ist die *Transzendente Dialektik* gewidmet. Die Vernunft ist das Vermögen zu schließen. Inhaltlich betrachtet ist sie das Vermögen der Ideen. Sie bringt die Verstandeserkenntnisse in eine höhere Einheit, in ein System. Die Vernunft strebt die systematische Einheit der Erkenntnisse an. Zu einem

gegebenen Bedingten (einer Erkenntnis) wird die Bedingung gesucht. Die Vernunft ist das Vermögen, zum *Unbedingten*, dessen Vorstellung die Idee ist, aufzusteigen. Zu jeder Bedingung wird wiederum die Bedingung gesucht, um die Erkenntnisse in ein zusammengehörendes System zu bringen. Die Suche nach den weiteren Bedingungen ist eine Maxime der Vernunft, sofern sie auf Systematisierung abzielt. Gesucht wird also das Unbedingte. Nur so käme das Verfahren zu einem Ende. Die vollendete Einheit wäre total. Die Vernunft kann jedoch diese unbedingte, totale Einheit nicht erreichen. Sie wird als Vernunftsbegriff antizipiert. Dieser Idee – Vernunftsbegriffe sind Ideen – gemäß versucht sie, Einheit zu stiften.

Dies ist der regulative Gebrauch der Idee eines Unbedingten. Dies ist der legitime Gebrauch der Ideen.

Der illegitime Gebrauch ist die Setzung der Ideen als Gegenstand der Erkenntnis (konstitutiver Gebrauch). Vom Begriff des Unbedingten wird ein falscher Gebrauch gemacht.

Es gibt drei Begriffe des Unbedingten gemäß den Arten zu schließen. Die Maxime der Vernunft lautet: Zu einem Gegebenen ist die Totalität der Bedingungen zu finden. Als Totalität der Bedingungen ist die Totalität unbedingte. Diese Einheit soll durch fortgesetzte Schlüsse antizipiert werden. Die Idee des Unbedingten tritt somit auf entweder als die Idee eines unbedingten letzten Gliedes der Kette oder als Idee der Totalität der Reihe der Bedingungen selbst. Es gibt, da es sich bei Schlüssen um Relationen zwischen den Prämissen und der Konklusion handelt, gemäß der Relationsgruppe der Kategorien drei Arten von Vernunftsschlüssen:

- a) kategorische (Subjekt - Prädikat),
- b) hypothetische (Grund - Folge),
- c) disjunktive (Einheit - Gliederung).

Den drei Arten der Vernunftsschlüsse entsprechen *drei Begriffe des Unbedingten*, in denen die Synthesis als abgeschlossen gedacht wird:

- a) die erste Synthesis ist eine Kategorische. Es wird ein Subjekt gesucht, dem Prädikate zukommen. Dieses Verfahren ist abgeschlossen, wenn einem Subjekt alle anderen Bestimmungen als Prädikate zukommen und dieses Subjekt selbst nicht mehr Prädikat werden kann.
- b) die Synthesis im hypothetischen Schluss sucht die Bedingungen zu einem Gegebenen. Dieses Verfahren ist abgeschlossen, wenn man die ganze Reihe der Bedingungen hat.
- c) disjunktive Synthesis sucht gegebene Bestimmungen als Einteilungen zu bestimmen. Der Abschluss liegt im System aller Bestimmungen.

Es gibt also drei Begriffe des Unbedingten (Vernunftsideen):

- a) das absolute, unbedingte Subjekt
- b) die absolute Reihe der Bedingungen
- c) das abgeschlossene System der Bestimmungen.

Von diesen Begriffen lässt sich ein regulativer Gebrauch machen. Das Unbedingte kann gedacht, aber nicht erkannt werden. Vernunftsideen sind Begriffe, denen eine korrespondierende Anschauung fehlt, obwohl sie notwendig gedacht werden müssen. Das Missverständnis dieser Notwendigkeit führt dazu, die Ideen als Erkenntnisse von Gegenständen aufzufassen. Der konstitutive Gebrauch der Vernunftsideen führt derart zu drei vermeintlichen Gegenständen der Erkenntnis:

- a) der Seele
- b) des Weltganzen
- c) Gottes.

Es ergeben sich so die Gegenstände der *metaphysica specialis*. Die Seele als Gegenstand der rationalen Psychologie. Das Weltganze als Gegenstand der rationalen Kosmologie. Gott als Gegenstand der rationalen Theologie. Ihr Ursprung ist der besagte Fehler, der *transzendente Schein*, der in drei Fehlschlüssen auftritt:

- a) Die Idee des Subjekts wird zur Erkenntnis meiner selbst verwendet. Der Paralogismus behauptet die Seele als immaterielle, unsterbliche Substanz, weil sie einfache Substanz sei.
- b) Aus dem Inbegriff des Weltganzen ergeben sich vier Antinomien.
- c) Die Gesamtheit dessen, was Gegenstand des Denkens sein kann, wird als *omnitude realitatis* und damit als *ens perfectissimum* aufgefasst, so dass sich ein Begriff von Gott als letztem Grund aller Dinge ergibt.

§2 Die Dialektik der reinen Vernunftideen

§2.1 Der Paralogismus und das transzendente Ideal der Vernunft

Der Paralogismus ist ein dialektischer Schluss, der mit dem Anspruch auftritt, synthetische Urteile *a priori* zu geben. Die Paralogismen haben (mit Modifikationen in den betreffenden Prädikaten) die folgende Form:

Obersatz: Was nicht anders als Subjekt gedacht werden kann, existiert auch so als Substanz.

Untersatz: Das denkende Wesen kann nur als Subjekt gedacht werden.

Konklusion: Es existiert das denkende Wesen als Substanz.

Hier entsteht ein transzendentaler Schein. Der Schluss ist ein Trugschluss, da der Mittelbegriff in zweierlei Bedeutungen genommen wird (*quaeternio terminorum*). „etwas, was nur als Subjekt gedacht werden kann“ wird im Obersatz auf ein Objekt überhaupt bezogen. Im Untersatz wird es auf das Erleben im Selbstbewusstsein als Subjekt aller Gedanken bezogen. In der Rekonstruktion des Paralogismus (bzw. in der Kritik der rationalen Psychologie) wird aber nicht – bzw. muss nicht – Gebrauch gemacht werden von einer Idee des Unbedingten. Ähnliches gilt vom Trugschluss der Disjunktion (dem ‚transzendentalen Ideal der Vernunft‘). Der ontologische Gottesbeweis wird zurückgewiesen über eine am Begriff und der Logik von ‚Existenz‘ ansetzenden Strategie. Diese Teile der Transzendentalen Dialektik sind insofern unabhängig vom zentralen Teil der Dialektik: der Antinomienlehre.

§2.2 Die Antinomien der reinen Vernunft

In den Antinomien tritt der Begriff der Unendlichkeit auf. Es ergeben sich vier kosmologische Ideen, die sich an die vier Kategoriengruppen orientieren:

- a) die absolute Vollständigkeit der *Zusammensetzung* in der Erscheinung (Quantität);
- b) die absolute Vollständigkeit der *Teilung* in der Erscheinung (Qualität);
- c) die absolute Vollständigkeit der *Entstehung* in der Erscheinung (Relation);
- d) die absolute Vollständigkeit der *Abhängigkeit des Daseins* des Veränderlichen in der Erscheinung (Modalität).

Bezüglich der vier Ideen ergeben sich vier unentscheidbare Antinomien (d.h. ausschließliche Alternativen, deren beide Disjunkte *indirekt* bewiesen werden können aus der Falschheit des je anderen Disjunktens):

1te Antinomie

T1: Die Welt ist begrenzt in Zeit und Raum.

A1: Die Welt ist *unbegrenzt* in Zeit und Raum.

Beweis der These (der Nichtunendlichkeit). Wäre die Welt nicht endlich in Raum und Zeit, müsste eine vollendete Unendlichkeit vergangener Momente vorliegen. Die These begründet sich also aus der *Zurückweisung des aktual Unendlichen*. Die Begründung fällt hinter Aristoteles zurück, der die Gesamtheit einer unendlichen Vergangenheit nicht als aktual unendliche Kollektion zulässt, da die einzelnen Ereignisse ja *vergangen*, also gerade *nicht aktual* sind.

Beweis der Gegenthese (der Nichtnichtunendlichkeit). Wäre die Welt begrenzt, stünde sie in Beziehung zu einem Begrenzenden (z.B. dem leeren Raum). Aber die Leere ist nichts, also gibt es kein Begrenzendes. Diese Begründung verweist auf die Problematik,

wie ein potentiell Unendliches ohne ein aktual Unendliches soll gedacht werden können (s.u.).

2te Antinomie

T2: Alles ist zusammengesetzt aus einfachen Teilen.

A2: Die Teilbarkeit lässt sich unbegrenzt fortsetzen.

Beweis der These (der Nichtunendlichen Zusammensetzung). Zusammensetzung muss aus einfachen Teilen erfolgen, weil sonst ein abgeschlossener unendlicher Abstieg in immer weitere Teile vorläge. Die Begründung erinnert an ein Axiom der Fundierung (wie in ZFC). Auch lehnt sich an an die Ablehnung des aktual Unendlichen.

Beweis der Gegenthese (der Nichtnichtunendlichen Zusammensetzung). Teile haben eine Ausdehnung, also ein räumliches Maß. Diese lassen sich indessen immer verkleinern. Diese Begründung appelliert an die potentielle Unendlichkeit der Teilung und knüpft an das entsprechende Argument bei Aristoteles an.

3te Antinomie

Die dritte Antinomie ist die berühmteste aufgrund ihrer besonderen Relevanz für die praktische Philosophie – Kants Anliegen – und der Frage nach *Regressen im Kontext von Prinzipien zureichender Begründung* (s.u.).

T3: Es gibt neben der Naturkausalität eine Kausalität aus Freiheit.

Beweis: Jede Ursache, die ihrer Wirkung zeitlich vorangeht

ist selbst wieder Wirkung einer anderen Ursache.

Zur völligen Erklärung nach dem Prinzip vom zureichenden Grund bräuchte man die ganze Ursachenkette. Gibt es aber kein erstes Glied, das nicht selbst verursacht ist, bleibt die Erklärung mangelhaft: die Antithese verstößt gegen das Prinzip vom zureichenden Grund und muss also falsch sein. Ist einmal eine Kausalität aus Freiheit zugegeben, dann lässt sie sich auch an weiteren Stelle der Ursachenkette annehmen.

A3: Es herrscht allein Naturkausalität.

Beweis: Nähme man Freiheit an, dann sind die Erscheinungen in ihrem Auftreten unterbestimmt. Die Naturwissen-

schaft würde verunmöglicht. Die Thesis verstößt gegen den Satz vom zureichenden Grund und muss daher falsch sein.

4te Antinomie

T4: Ein schlechthin notwendiges Wesen ist anzunehmen.

A4: Es gibt kein schlechthin notwendiges Wesen.

Allen Antinomien liegt folgender Schluss über die *Reihe der Erscheinungen* zugrunde:

Obersatz: Die Reihe der Bedingungen muss gegeben sein, wenn das Bedingte gegeben ist.

Untersatz: Die Gegenstände der Erfahrung sind als Erscheinung gegeben.

Konklusion: Die Reihe der Bedingungen ist gegeben.

Auch hier liegt eine Doppelung im Mittelbegriff vor. Im Obersatz ist allgemein von Bedingungen im Sinne von Kausalität (bzw. Grund/Folge) ohne Bezug auf die Zeit die Rede. Der Untersatz bezieht sich nur auf Erscheinungen in der Zeit. Aus den Erscheinungen wird nur die Reihe *aufgegeben*, sie ist aber nicht *gegeben* (für uns). Die Antinomien lassen sich vermeiden *durch die Unterscheidung zwischen Erscheinung und Ding an sich*.

Die Antinomien 1 und 2 sind die *mathematischen Antinomien*. In ihnen sind *jeweils These und Gegenthese falsch*, da sie auf der falschen Voraussetzung, die ganze Reihe der Bedingungen sei gegeben, beruhen. Dies ist jedoch im Bereich der Erscheinungen unmöglich. Wir können nie wissen, ob die vorfindliche Progression in Zeit, Raum und Teilung nicht zu einem Ende kommt oder ob der Stillstand der bisherigen Progression in Zeit, Raum und Teilung nur ein vorübergehender ist: die Abgeschlossenheit der Reihe der Erscheinungen kann *nicht* in der Erscheinungswelt *gegeben* werden.

Die Antinomien 3 und 4 sind die *dynamischen Antinomien*. In ihnen werden Bedingungen für Erscheinungen gegeben, sie nicht der Reihe der Erscheinungen angehören. Etwas Gegebenes wird nicht beansprucht. Deshalb können hier *beide Thesen jeweils wahr sein*. In der Auflösung der 3. Antinomie werden so bei Kant zwei Begriffe der Kausalität verwendet in Bezug auf ein und dasselbe Ereignis in der Erscheinung, das also eine *intelligible* Ursache haben kann, für die die Möglichkeit der Kausalität aus Freiheit sich denken lässt. Die Wirklichkeit dieser Freiheit wurde aber nicht nachgewiesen. Es sollte auch ‚nur‘ die Möglichkeit der Freiheit nachgewiesen sein. Die noumenale Welt als Grenzbegriff schließlich lässt sich nicht abweisen. Der Transzendente

Idealismus wird hier so eingesetzt, dass die Unterscheidung zwischen Erscheinungswelt und noumenaler Welt die Möglichkeit der Wahrheit beider Thesen einräumen soll.

In der 4. Antinomie wird ein Urheber der Reihe der Erscheinungen behauptet bzw. bestritten. Die These, dass es diesen Urheber gibt, kann – ausgehend wieder von der Strategie des Transzendentalen Idealismus – wahr sein, wenn dieser Urheber als Teil der *noumenalen* Welt gedacht wird.

§4 *Regresse*

Für Kant zeigen die Antinomien, dass es einer Unterscheidung zwischen Ding(en) an sich und Erscheinungen bedarf, da Dinge nicht widersprüchlich sein können, die mutmaßlichen Widersprüche nur die Erscheinungen betreffen. Damit wird auch der Begriff des 'Ding an sich' gerechtfertigt, unangesehen, dass sich die Rede vom 'Ding an sich' in Probleme der Ausdrückbarkeit verstrickt. Für Kant sind daher die Konstruktionen der Beweise für eine These und die entsprechende Anti-These in der Dialektik von entscheidender Bedeutung. Nur wenn sie gelingen, ist die Erforderlichkeit der Erscheinung/'Ding an sich'-Unterscheidung nachgewiesen. Hier muss man unterscheiden zwischen Kants – zu wenig beachteter – Idee, die Trugschlüsse der Vernunft aus dem konstitutiven Gebrauch von Heuristiken zu verstehen und Kants misslingender Konstruktion von allerlei (Pseudo-)Antinomien, welche eine zweifelhafte erkenntnistheoretische Position (den Transzendentalen Idealismus) rechtfertigen. Kants Grundidee könnte z.B. Anwendung finden in einer Zurückweisung der Idee einer determinierten kausalen Geschlossenheit der Wirklichkeit als *Missbrauch* der wissenschaftlichen *Heuristik*, nach zureichenden Kausalerklärungen zumindest zu suchen.

Regresse der kantischen Art ergeben sich aus Bedingungsprinzipien, die zu stark ausgedrückt werden (etwa dass alle kontingenten Umstände eine bedingende Ursachen besitzen müssen). Durch solche starken Prinzipien zureichender Begründung drohen freie Handlungen eliminiert zu werden. Die Bedingungen können also entweder *nur partiell* sein, dann sollten sie sich über die Reihe der Bedingungen abschwächen oder auffächern (,total partiell' – dass immer ein Teil erklärbar ist – führt wieder zu einem Determinismus im Mikrobereich, ,partiell partiell' lässt sofortigen Abbruch der Reihe zu). Oder die Prinzipien dienen nur *als Heuristik*, die fehlschlagen kann. Dann kommt keine Reihe der Bedingungen zustande.

Heuristiken fungieren als regulative Idee bzw. als regulativer Gebrauch solcher Bedingungsprinzipien.

§4 *Hegels Kritik an Kant*

Hegel macht die ganze theoretische Strategie, die Kant mit seiner Dialektik verfolgt, nicht mit, da er die Annahme eines uns verschlossenen 'Dinges an sich' ablehnt. Dadurch werden die Antinomien dann zu Beweisen von realen Widersprüchen in der *Sache*.

Hegel übernimmt nicht Kants Unterscheidung von Erscheinung und 'Ding an sich'. Dabei weist auch Hegel schon auf den idealistischen Trugschluss hin: Allein daraus, dass bestimmte Strukturen (seien es Kategorien oder 'Anschauungsformen') zum Gerüst unseres kognitiven Zugangs zur Wirklichkeit gehören, *folgt nicht*, dass die Wirklichkeit nicht diese Strukturen aufweist; Konstruktion kann Re-Konstruktion sein.

„Ob nun schon die Kategorien (wie z.B. Einheit, Ursache und Wirkung usw.) dem Denken als solchen zukommen, so folgt daraus doch keineswegs, daß dieselben deshalb bloß ein Unsriges und nicht auch Bestimmungen der Gegenstände selbst wären.“

Die Transzendentalphilosophie muss also keinen Idealismus mit sich bringen. Hegel sieht daher auch keine Erforderlichkeit Metaphysik und Logik zu trennen. Damit ist die *Wissenschaft der Logik* „die eigentliche Metaphysik oder reine spekulative Philosophie“.

Kants Theorie des transzendentalen Scheins „erkennt nicht, daß der Widerspruch eben das Erheben der Vernunft über die Beschränkungen des Verstandes und das Auflösen derselben ist“. Es sind also begriffliche Inkonsistenzen möglich – zum Beispiel beim Unendlichen.

Innerhalb der Seinslogik ergibt sich eine weitere Differenz, die auf Hegels Kritik an Kants Transzendentaler Dialektik zurückweist. Kant steht in der vormodernen Tradition, dass Unendliche als potential Unendliches aufzufassen. Das Unendliche ist ein Progressus ins Unendliche. Wie schon Aristoteles und einige seiner Vorgänger das Unendliche als das Nichtdurchschreitbare auffassen, so konzipiert Kant das Streben nach dem Unbedingten (im regulativen Gebrauch der Ideen in der reinen Vernunft) als einen nicht abschließbaren Progressus. Die Annahme, die Reihe der Bedingungen sei mehr als 'aufgegeben' und insofern als Objekt 'gegeben' liegt an der Wurzel des 'transzendentalen Scheins' und der Trugschlüsse der reinen Vernunft. Hegel hingegen unterscheidet, nachdem er vom ETWAS aus die Bestimmung ENDLICHKEIT entfaltet hat zwischen 'schlechter' und 'wahrer' UNENDLICHKEIT. Die schlechte UNENDLICHKEIT ist der Progressus: das Endliche wird überstiegen, aber gefasst wird so nur ein erweitertes Endliches, das wieder überstiegen werden kann – usw. Die schlechte UNENDLICHKEIT enthält so immer noch den Verweis auf die ENDLICHKEIT. Sie tritt auf als das bloße Jenseits der ENDLICHKEIT. Damit droht jedoch die Eigenständigkeit der UNENDLICHKEIT verfehlt zu werden. Hegel scheint hier teilweise die spätere Entwicklung der Theorie – des Begriffs? der Sache? – des Unendlichen bei Cantor zu antizipieren. Eine der wichtigen Schritte Cantors zur Begründung der Mengenlehre,

war die Einsicht, dass der Bereich, aus dem immer weiter Elemente entnommen werden, über deren Gesamtheit (etwa als Zahlen) zugleich gesprochen wird, auch selbst als Menge/Gesamtheit vorliegen muss. Das führt zum Postulat der Existenz des aktual Unendlichen. Hegels Unterscheidung bezüglich der beiden Unendlichkeiten deutet in diese Richtung: Die wahre UNENDLICHKEIT ist das aktual Unendliche! Von ihm gilt „Es ist und ist da, präsent, gegenwärtig.“

Bei Hegel zeigt sich im Ansatz eine Argumentation, die darauf hinweist, wie problematisch es sein kann, ein potentiell Unendliches ohne ein aktual Unendliches anzunehmen.

In einer (quasi-)hegelianischen Kritik kann man sagen, dass das potentiell Unendliche nicht das *wahre* Unendliche ist, insofern es zu jedem Zeitpunkt doch nur ein endliches Ausmaß gibt. Es ‚will‘ unendlich sein, ist es aber nicht. Allein das aktuelle Unendliche ist – *per definitionem* – das verwirklichte Unendliche. In ihm erst kommt der Begriff der Unendlichkeit zu seiner Gegebenheit. Doch – für wen, wie gegeben? Offensichtlich nicht erfahrbar. Und warum eigentlich soll ein als unabbrechbar gedachter und antizipierter Prozess nicht den Begriff des Unendlichen ‚geben‘ (in einem eher sinnvollen Modell von ‚geben‘)?

Der Verweis des potentiellen auf das aktual Unendliche scheint darin zu liegen, dass sich das Potentielle ‚in etwas‘ entfalten muss. Die räumliche Metapher des *to apeiron* legt einen Bereich nahe, in den fortgeschritten wird. Dieser muss dann doch da sein, scheint es. Das Aufzählen der Zahlen etwa legt nahe, dass diese schon da sind, um aufgezählt werden zu können. Sie liegen scheinbar als Kollektion (aktual unendliche Kollektion) schon vor. Die Endlichkeit liegt scheinbar immer auf der Seite unseres Erkennens – dieses kann immer nur schrittweise sich erweitern – nicht auf der Seite *der Sache*.

Eine solche Argumentation leuchtet für mathematische Entitäten – realistisch verstanden – allerdings mehr ein als für potentiell unendliche Serien wie die Erfahrung oder die Zeit.

§5 *Sprache als unendlich*

Sprache spielt weder bei Kant noch Hegel eine große Rolle. Eine ganz andere Thematik des Unendlichen als bei ihnen tritt in ihrer Zeit auf mit der beginnenden Sprachwissenschaft (z.B. bei Wilhelm von Humboldt).

Bei Humboldt gibt es einige berühmte Bestimmungen der Sprache (u.a. als Verkörperung des Gedankens und als Ausdruck des dialogischen Charakters des menschlichen Geistes), von denen sich einige mit der Thematik der Unendlichkeit überschneiden.

So heißt es, die einzig richtige Definition der Sprache sei „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen“.

Dem liegt die ‚Form‘ der Sprache zugrunde und die ‚Regeln der Redeführung‘ – mit dieser Betonung der Regeln wurde von Humboldt zum Stammvater der ‚Cartesian Linguistics‘ (der Linguistik, welche die entscheidende Rolle der Sprache in ihrer Funktion der mentalen Repräsentation sieht, welche durch Regelmäßigkeit der Repräsentationsbildung ermöglicht wird). Des Weiteren heißt es bei von Humboldt, dass die Sprache unendlich und unbegrenzt ist – „Inbegriff alles Denkbaren“. Und dies auf Grundlage ihres *finiten Regelwerkes*. Aufgrund dieser Finitheit lässt sich sagen: „Sie muß daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen.“ Man kann dies umformulieren: ein unendlicher Gebrauch wird *komprimiert* in endliche Mittel (nämlich das Lexikon und die Formregeln).

Die Sprache als System ist somit *unendlich*. Weder spielt hier der Begriff des Unbedingten noch ein Regress eine Rolle. Eine Antinomie ist nicht zu sehen – oder doch? In einer zu klärenden Weise muss Sprache zugleich endlich und unendlich sein.

Wie schon gesehen, gibt es abzählbar unendlich viele Sätze. Doch: Wie ‚gibt‘ es sie?

Die meisten hat noch nie jemand gedacht oder gesprochen und wird auch in einer endlichen Zukunft niemand je denken oder aussprechen.

Und ist die Sprache nun potentiell oder aktual unendlich?

Man könnte argumentieren – evtl. näher im Sinne von Humboldts – dass sie potentiell unendlich ist im Sinne, dass es von den Regeln aus möglich ist, jeden möglichen Satz zu erreichen/zu formen, und diese immer fortschreitende *Tätigkeit* eine potentielle Unendlichkeit immer neuer Sätze liefert. Viele Sprachphilosophen und Linguisten neigen dazu, ontologische Realisten bezüglich abstrakter Gegenstände zu sein und sprachliche Formen (wie Satztypen) zu diesen zu zählen. In diesem Verständnis existieren – jetzt schon – alle Sätze. Es gibt eine unendlich große Kollektion (Menge) dieser abstrakten Entitäten.

Wie können *wir* sie alle kennen?

Eben deshalb – wie von Humboldt betont – weil wir sie mittels der endlich vielen Regeln, die wir kennen, als wohlgeformt *erkennen können*. Diese Regeln *erzeugen* die Menge der wohlgeformten Sätze. Die Menge der endlich vielen Regeln komprimiert also die unendlich vielen Sätze, die zur Sprache gehören. Es gibt hier für unsere sprachlichen Fähigkeiten keine Erforderlichkeit eines aktual Unendlichen.

Gegeben ein hinreichend großes Lexikon (80000 Worte etwa) und selbst begrenztes mentales Fassungsvermögen (etwa einer Satzlänge kürzer als 100 Worte) gibt es dennoch eine so große Anzahl – endliche Anzahl – von Sätzen, dass wir in unserem Leben und in der Bestandszeit einer typischen natürlichen Sprache bzw. der Menschheit kaum eine Wiederholung einer Kombination

von längeren Sätzen finden werden. (Darauf beruht ja u.a. die Identifikation von Zitaten und Plagiaten.)

Gegeben diese Überlegung zur menschlichen Endlichkeit in der Zeitspanne des Lebens – zumindest im Diesseits – und der Endlichkeit der Länge von Gedanken, könnte für die Funktionalität von Sprache auch eine *indefinite*, aber unabsehbare Kollektion wohlgeformter Sätze ausreichen. Sprache muss indefinit erweiterbar sein wegen neuer Erfahrungen und sie muss komprimierbar sein wegen der Lern- und Speicherbarkeit von Sprache/Sprachvermögen – sie muss *nicht* unendlich sein.

(Manuel Bremer)